

Interview mit Gottfried Lehmann

Steckbrief

Geburtsjahr/Alter: Januar 1928

Geburtsort: Utzenstorf BE

Familie / verheiratet mit: 3 Söhne / Meta Lehmann, geborene Joss aus Münsingen, verheiratet seit 1954

Gelernter Beruf / ausgeübte Berufe / Anstellungen: Bäcker-Pâtissier, 12 Jahre als Bäckermeister gearbeitet, danach Pfleger am heutigen Psychiatrischem Zentrum Münsingen (PZM)

In Münsingen wohnhaft und SP Mitglied während zweier Jahre

In was für einem Umfeld sind Sie aufgewachsen? Haben Sie Geschwister?

Der Vater hatte eine gepachtete Bäckerei in Utzenstorf. Er starb 1949. Ich war nach meiner Ausbildung und dem Tod meines Vaters der operative Leiter im Betrieb, die Mutter sozusagen die Meisterin. Ihr gehörte aus dem Erbe auch das Gebäude, worin die Bäckerei untergebracht war. Aufgewachsen bin ich mit zwei Schwestern, eine jünger, die andere älter.

Der Grossvater lebte bei uns, nachdem sein Bauernbetrieb im Seeland einem Hochwasser zum Opfer gefallen war. Meine Eltern arbeiteten in der Bäckerei, mein Grossvater übernahm erzieherische Aufgaben und stellte für mich eine wichtige Vertrauensperson dar. Er war sehr geduldig und erzählte mir viel.

Wie charakterisieren Sie das Dorfleben in Ihren Kindheitsjahren?

In der Nähe unserer Bäckerei war eine Huf- und Wagenschmiede. Von zu Hause aus hörte ich jeweils, als auf dem Amboss etwas geschmiedet wurde. Die alte Schmitte gehörte der Familie Suri. Der "alte" Suri behufte mit den noch heissen Hufeisen die Hornsohlen der Pferde. Es hat mich allgemein fasziniert, dem Treiben der Handwerker im Dorf zuzuschauen.

Im Dorf gab es einen Bewohner mit schönem Ziergarten und Springbrunnen. Von weitem konnte man im Garten einen Zwerg erkennen, welcher etwas in der Hand hielt. Mein Grossvater hat es strikte untersagt, das Privatgrundstück zu betreten und den Zwerg von Nahem zu begutachten. Abends wartete ich, bis mein Grossvater vor Müdigkeit sitzend einschlief. So früh lernte ich also das "bschiisse". Diese Gelegenheit nutzte ich, um am Weiher des Ziergartens vorüberzulaufen und den Zwerg anzusteuern. Der Zwerg hielt eine Fischrute mit Fisch an der Angel in der Hand. Die Bewohner des Hauses sahen mich und verwarfen die Hände. Sie hatten Angst davor, dass ein unbeaufsichtigtes Kind in den Weiher fallen und ertrinken könnte. Als der Grossvater aufwachte, erfuhr er, dass ich mich zum Zwergmännli geschlichen hatte. Eine Ermahnung seinerseits war die Folge, die Sorge um meine Sicherheit konnte ich bei diesem jungen Alter noch nicht begreifen. Das war eine Auswahl der ersten Kindheitserlebnisse.

Wann und warum begann das Interesse an Politik?

Mein Vater war ein sehr intelligenter Mann mit grossem Wissen. Er erzählte mir sehr viel aus den Kriegswirren rund um den ersten Weltkrieg. Zu dieser Zeit wurde er als Feldkoch in eine

Kompanie eingezogen. Dank dem guten Verhältnis zum Vater habe ich ihn viel gefragt und er gab immer ausführlich Antwort.

Meine Mutter war leidenschaftliche Samariterin und im Dorf für ihre guten Ratschläge bekannt. Bei Krankheiten sagten sich die Dorfbewohner jeweils: Frag die Marie Lehmann.

Politisch hat mein Vater unter den Bauern gelitten. Im flachen Utzenstorf gab es sehr viele reiche Bauern. Diese hatten politisch "alles zu sagen", an ihnen führte also kein Weg vorbei. In Gerlafingen arbeiteten viele Fabrikarbeiter, ebenfalls in der Papierfabrik Utzenstorf. Die meisten dieser Arbeitenden erhielten von den Bauern zur Pacht ein kleines Stück Land an schattigen Lagen oder auf sogenannten Zwischenstreifen, also für die Bauern minderwertige Flächen. Sie hielten Kleinvieh wie Ziegen auf diesen Flächen. Als vorwiegende Selbstversorger hatten diese Kleinflächen zentrale Bedeutung für die Arbeiter, etwa auch zum Anbau von Lebensmitteln. Mein Vater erkannte, dass zur Verbesserung der Lebensumstände der Arbeitenden und des Wohles der breiten Bevölkerung viel nötig wäre. Er verbündete sich mit Kleinhandwerkern und ihm bekannten Arbeitern des Dorfes. Ihm war es bewusst, dass er als Gewerbetreibender nicht zu den Sozialdemokraten konnte. Es hätte Einbussen der Einnahmen infolge boykottierender Einwohner, vorwiegend aus dem Bauernumfeld, zur Folge gehabt.

Er gründete deshalb 1937 mit den Kleinhandwerkern eine neue Partei namens freie Ortspartei. Der Zuspruch seitens Handwerkern war gross, sie wollten mithelfen. Aus Arbeiterkreisen kannte er zwei Suri's, ein typischer Familienname in Utzenstorf. Der Respekt vor negativen Reaktionen aus der Bauernschaft war jedoch immer noch zu spüren. Einerseits die Abhängigkeit vom Land der Bauern, andererseits arbeiteten vielfach die Kinder der Arbeiter bei Bauern als Hilfskräfte. Die meisten Arbeiterfamilien hatten zu jener Zeit fünf und mehr Kinder.

Ein Sachgeschäft spielte uns dann aber in die Hände. Die Asphaltierung eines Strassenabschnitts von Utzenstorf in Richtung Wyler stand an. Der Gemeinderat bewilligte die Asphaltierung. Nach der Rechnungsstellung dieser Aufwertung entstand ein riesiges Loch in der Gemeindekasse. Im Nachbars-Bauerndorf Wyler hingegen, welches als vergleichsweise arm galt, stellte eine ähnliche Strassenaufwertung mit Asphalt kein finanzielles Problem dar. Es entstand der Verdacht, dass die vermögenden Bauern in Utzenstorf ihre Steuern nicht oder nur unzureichend bezahlen. Mein Vater ging daraufhin mit der neu gegründeten freien Ortspartei ein Bündnis mit den Sozialdemokraten ein, als sich dieser Verdacht bestätigte. Als vierte politische Kraft gab es zu jener Zeit die Freisinnigen, welche jedoch keine eigene Ortspartei hatten. Ihr gehörten viele Gewerbetreibenden wie z.B. der Landesprodukte-Verteiler Steffen Ris an. Mein Vater war bereits in der ablaufenden Legislatur Gemeinderat.

1938 standen die nächsten Gemeinderatswahlen an. Die Sozialdemokraten stellten zwei der drei Suri-Brüder für die Wahl auf. Mein Vater Jakob Lehmann kandidierte erneut, diesmal aber als Gemeinderatspräsident. Gegenkandidat war Notar Huber der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei. Die Überraschung traf tatsächlich ein, mein Vater setzte sich gegen Hans Huber mit lediglich 27 Stimmen mehr durch. Es war eine klare Abstrafung der Bürgerlichen, welche "in den eigenen Sack" gewirtschaftet hatten. Die bis anhin dominierende Bauernschaft mit deren Anhang verlor die Wahlen.

Nach dieser Wahl standen regelmässig verschiedenste Leute aus dem Dorf in der Bäckerei meines Vaters und äusserten ihre Sorgen und Wünsche. Die Belastung mit der neuen Aufgabe stieg stetig, hinzu kam der Beginn des zweiten Weltkrieges mit Lebensmittelrationierungen ab dem 1. September 1939.

Wie reagierten die Mitglieder der freien Ortspartei auf den Sieg bei den Gemeinderatswahlen?

Einige Parteikollegen meines Vaters wollten die neue Ausgangslage ausnutzen und den Bauern quasi eins auswischen. Sie hatten extreme Ideen, welche meinem Vater überhaupt nicht behagten. Als Gemeindepräsident musste er nämlich alle Anliegen ernst nehmen und konnte nicht mehr klassische Parteipolitik betreiben. Das Gemeinwohl stand bei ihm mit seiner neuen Rolle klar über den Parteiinteressen. Ihm warfen Parteikollegen sogar vor, er helfe den Bauern. Dies machte meinen Vater wütend.

Warum zogen Sie von Utzenstorf weg?

Meine zukünftige Frau Meta Joss, welche in Münsingen wohnte, lernte ich kennen. Nach einer kurzen Zeit in Thun als Oberbäcker bei der Bäckerei Könizer in der Freienhofgasse, zwei Monaten als Handelsreisender mit Reinigungsmitteln und zwei Monaten als Versicherungsverkäufer wollte ich mich beruflich neu ausrichten.

Die Heil- und Pflegeanstalt (HPA) Münsingen bot erstmals eine Ausbildung zum Pflegenden Psychiatrie an. Das war für mich die Gelegenheit. Mit meinen 30 Altersjahren überstand ich die Probezeit und konnte mit Diplom die Pflegerausbildung abschliessen. Unsere Familie bestand zu diesem Zeitpunkt bereits aus zwei Jungen, vom dritten war Meta schwanger. Der Lohn war in den Jahren 1957 bis 1960 sehr bescheiden, mit 600 Franken pro Monat reichte dieser knapp, um mit drei Kindern durchzukommen. Dies hatte aber auch seinen Vorteil, es schweisste uns als Familie zusammen.

Wann und warum kamen Sie mit der Ortspartei SP-Münsingen in Berührung?

Über meine neue berufliche Tätigkeit in der Klinik Münsingen kam der Kontakt zu Stande. Von der Klinik war lange jeweils eine Person Mitglied des Gemeinderates. Weil es so viele Angestellte gab, bekamen die Kandidierenden Pfleger viele Stimmen. Den letzten Pfleger im Gemeinderat, an welchen ich mich erinnern kann, war Herr Bürki. Vor ihm war es Herr Steffen.

Es standen Gemeinderatswahlen an. Meine Arbeitskollegen sagten mir, ich sei nun nicht mehr Selbständig-Erwerbender, sondern Arbeiter. Es sei nun wichtig, dass ich mich für deren Anliegen einsetze. Sie schlugen mich für die Schulkommission als SP-Vertreter vor. Diese Idee behagte mir, weil ich drei schulpflichtige Buben hatte und somit ein direkter Zusammenhang zur Schule bestand. Der Gemeinderat bestätigte daraufhin mich als Vertreter in der Primarschulkommission Münsingen. Herr Batt, welcher als Buchhalter in Bern beim Bund arbeitete, stand der Kommission vor.

Gab es regelmässig Parteiversammlungen?

Alle zwei Monate trafen sich die Mitglieder zur Parteiversammlung im Restaurant Klösterli im kleinen Saal. Im Schnitt nahmen an diesen Versammlungen zirka 20 Personen teil. Präsident der Sozialdemokraten Münsingen war zu jener Zeit Herr Roth. Er leitete die Versammlungen. Wenn ihm bei den Wortmeldungen der Mitglieder etwas nicht passte, unterbrach diese abrupt.

Die Bauern gründeten einen Reitverein, eine Reithalle und ein Reitplatz wurden in der Nähe der Aare erbaut. Dies führte zu Diskussionen, weil es schon damals ein beliebtes Spazier- und Sumpfgebiet, bekannt auch als Stuckeli's Tod neben der Giesse, war. Ein Kleinbauer

namens Stucki ritt mit Wagengespann Richtung Wichtrach. Er war sehr gemein zu seinen Pferden und schlug diese immer wieder. Auf der Fahrt drosch er dermassen auf sein Gespann ein, dass diese durchbrannten und mit dem Wagen in den Sumpf rannten. Stucki ersoff mitsamt seinen Pferden. Daher rührt der Name, anhand dieser wahren Geschichte.

Parteikollegen wollten Stimmung gegen die Reiter machen, was ich nicht in Ordnung fand. Sie würden sich nur lächerlich machen, empfand ich. Pferde sind schöne und intelligente Tiere. Zu diesen sollte man keine Distanz, keinen Graben machen. Während meinem Votum in der Versammlung schnitt Präsident Roth auch mir das Wort ab, dieses Verhalten goutierte ich nicht. Zu diesem Zeitpunkt war ich während einem Jahr Mitglied in der Primarschulkommission.

Wie konnten Sie sich in der Primarschulkommission einbringen?

Meine Kollegen in der Kommission erkannten meine Stärken als Pfleger. Sie übertrugen mir die Aufgabe, bei schwierigen Kindern persönlich bei den Eltern vorbeizuschauen und mit diesen nach Lösungen zu suchen.

Da war etwa der Fall eines Mädchens, welches im zarten Alter häufig Drogen konsumierte. Ich sollte bei den Eltern vorbeigehen. Weil ich als Pfleger in der Heil- und Pflegeanstalt arbeitete, barg dies eine gewisse Gefahr. Mein Ziel war es, meinen Beruf nicht offenbaren zu müssen. Die Eltern hätten sonst Angst gehabt, dass ich ihr Kind gleich mit in die Anstalt nehme. Als Konsequenz gingen wir jeweils zu zweit bei den Eltern vorbei.

Der Schlüssel, dass die Kinder nicht in die Welt der Drogen geraten, liegt bei den Eltern. Deshalb mussten wir dafür sorgen, dass die Eltern zu ihren Kindern schauen. Es durfte nicht sein, dass die Kinder abends draussen herumzogen und spät nach Hause kamen. Die Eltern schliefen bei Rückkehr der Kinder schon und konnten entsprechend nicht fragen, wo das Kind war und was es machte. Unsere primäre Aufgabe war es, den Eltern ins Gewissen zu reden. Sie sollen zu ihren Kindern schauen und diesen einen Rahmen geben. Ganz nach dem Motto: Du kannst aus dem Haus gehen, bis dann und dann bist du aber wieder zurück.

Was waren aktuelle Themen zu jener Zeit?

Regelmässig ging es darum, den Bauern auf die Finger zu schauen. Insbesondere was die Finanzen der Gemeinde anging.

Die Frauen der Bauern machten es vielfach vorbildhaft. Sie waren mit ihrem Verhalten mustergültig, gaben Bettlern regelmässig zu Essen und spendeten Geld. Es waren eben diese Bauernfrauen welche den Mut hatten, ihren Männern entgegenzuhalten. Ihre Männer waren vielfach geizig. Weil ihre Frauen sich im Normalfall um die Finanzen des Hofes kümmerten, hatten sie starke Hebel in den Händen. Diese wussten sie geschickt zu nutzen. Mit ihrem Verhalten halfen die Bauernfrauen auch uns Sozialdemokraten. Die Landfrauen waren zahlenmässig der stärkste Verein in der Gemeinde.

Haben Sie als Parteimitglied weitere aktive Rollen eingenommen, z.B. als Vorstandsmitglied?

Nein, nach zwei Jahren Mitgliedschaft bei der SP gab ich meinen Rücktritt. Grund dazu war das Auftreten des Präsidenten, Herrn Roth. Das "Nicht-Zulassen" von anderen Ansichten innerhalb der Partei und das Wortabschneiden konnte ich nicht länger mittragen. Dafür wollte ich keine Mitgliedschaftsbeiträge mehr beisteuern. Der Präsident war der Ansicht, dass das

Mandat in der Primarschulkommission der Partei zustand. Durch meinen Rücktritt aus der Partei musste ich zwangsweise auch die Arbeit in der Kommission aufgeben, obwohl ich dort gerne weitergemacht hätte. Richard Müller als Chef-Redaktor der Zeitung "Tagwacht" fand mein zwangsweises Ende in der Kommission sehr bedauernswert. Die Arbeit in Kommissionen dürfe nicht parteipolitisch motiviert sein, sondern motivierte Fachpersonen seien dafür gefragt. Er hätte es begrüsst, wenn ich die folgenden zwei Jahre der gewählten Amtsdauer als Kommissionmitglied weitergemacht hätte. Meine Voten stiessen bei der Tagwacht jeweils auf offene Ohren, die Fachmeinung zählte insbesondere beim Chef-Redaktor mehr als Parteiparolen. Mein Vater hat diese Grundhaltung vorgelebt, nämlich Gemeinwohl vor Parteiinteressen.

Haben Sie sich anschliessend eher nationalen Themen gewidmet? Was stand zu jener Zeit im Fokus?

Ich blicke nochmals einige Jahre zurück. 1948 erfolgte die Einführung der AHV. Ich war zu jenem Zeitpunkt 20-jährig. Mein Vater als Kleingewerbler mahnte, dass die Firmenbeiträge vor allem für kleine Unternehmen zu einem Problem führen könnten. Deshalb war er bezüglich Einführung der AHV gespalten. Kurz darauf erkrankte er ernsthaft. Dies öffnete ihm die Augen, er erkannte die Wichtigkeit der solidarischen Finanzierungswerke und unterstützte nun die Alters- und Hinterbliebenenversicherung. Wir stimmten bei der Volksabstimmung über die Einführung beide mit ja.

Wo standen zur Zeit um das Jahr 1950 die Diskussionen um die Einführung des Frauenstimmrechts?

Dazu kann ich aus meiner Zeit in Utzenstorf berichten. Der Grundtenor bei den Männern war: Was wollen die Weiber mitentscheiden, sie haben sowieso keine Ahnung!

Auch später zu Hause mit meiner Frau Meta war es kein Thema, welches offen und kritisch besprochen wurde. Es war wie selbstverständlich, dass die Frau zu den Kindern schaute und den Haushalt besorgte, währenddem der Mann das Geld nach Hause brachte und gesellschaftlich das Sagen hatte. Die Bezugsperson der Kinder war stets die Mutter. Nur über sie erfuhr ich über Probleme oder Sorgen unserer Söhne.

Ab dem Jahr 1958 arbeiteten Sie bei der Heil- und Pflegeanstalt (HPA) Münsingen. Wie sah Ihre Arbeitswoche dort aus?

Wir hatten eine 5 1/2-Tage Woche, in Stunden waren dies 44. Es gab vier Dienste: Den Frühdienst, den halbspäten und späten Dienst sowie den Nachtdienst. Ein Dienst dauerte jeweils eine Woche, danach wechselte es auf einen anderen Dienst. Zu Beginn hatte ich 3 Wochen Jahresferien, danach 4 Wochen und ab dem 50. oder 55. Altersjahr waren es 5 Wochen.

Hatten Sie die Möglichkeit, in der HPA beruflich aufzusteigen?

Ich wurde zum Abteilungsleiter Pflege eines Bereichs der HPA befördert, wo intensive Fälle untergebracht waren.

Wie sah Ihre Lohnentwicklung während der vielen Jahre bei der HPA aus?

Es fand eine unsymmetrische Entwicklung im Vergleich mit der Privatwirtschaft statt. Während bei den privaten Betrieben wie Buchhaltern etc. die Löhne plötzlich deutlich zu steigen begannen, stagnierten jene der Staatsbediensteten. Auch mein Lohn verharrte lange auf sehr bescheidenem, tiefem Niveau. Viele bei der HPA ausgebildete Pfleger verliessen den Betrieb, vielfach auch wegen dem geringen Verdienst. Dies hinterliess jeweils eine grosse Lücke. Es wurde zunehmend schwierig, die Stellen neu zu besetzen.

Auslöser des lange fälligen Lohnsprunges war ein tragisches Ereignis, welches gar den kantonalen Grossen Rat beschäftigte. Infolge der tiefen Löhne mussten wir Arbeitenden der Klinik in den freien Tagen zusätzlichem Einkommen nachgehen. Auch unsere Frauen verdienten sich vielfach mit kleinen Jobs ein Zusatzeinkommen. Beim heutigen Giessenpark war früher eine grosse Wiese. Dort stand ein markantes Lager für Lebensmittel, die Vege. Viele Pflegenden arbeiteten dort ihre freien Tage oder halfen bei Zügelunternehmen. Die Transportfirma Kunz hatte zuoberst an der Sägegasse seinen Firmensitz. Beliebte war auch der Zusatzverdienst beim Zügelunternehmen Brechbühl aus Gümligen. Diese drei Firmen warben aktiv bei den Pflegenden der Klinik nach Temporärarbeitern.

In der Vege passierte dann der bereits erwähnte Unfall. Einer der Klinikarbeitenden fuhr mit dem Hubstapler, hatte die Ware schlecht geladen. Der Hubstapler kippte, das Bein des Pflegers geriet unter das Gefährt und brach. Es resultierte daraus eine schwerwiegende Verletzung.

Die Unfallkasse der Klinik lehnte es ab, die Gesundheitskosten des Unfalls zu übernehmen. Es sei kein Betriebsunfall gewesen, welcher versichert ist. Der temporäre Arbeitgeber, die Vege also, müsse für die Aufwände aufkommen. Weil die Vege dafür finanziell nicht geradestehen wollte, kam es zum juristischen Prozess. Als Versicherungsfall spülte es den Unfall bis zum Grossen Rat des Kantons hoch. Die Regierenden im Grossen Rat machten ob dem Fall grosse Augen. Das könne es doch nicht geben, dass Staatsangestellte zu wenig Lohn für sich und die Familie erhielten. Es dürfe nicht sein, dass sie auf Zusatzverdienste angewiesen sind. Der Direktor der Klinik erhielt anschliessend einen Brief vom Grossen Rat, er solle Nebenverdienste tunlichst verbieten. Dieser beantwortete den Brief mit dem Hinweis, dass er dies mit den geringen Löhnen nicht verantworten und somit nicht verbieten könne.

Schlussendlich bewirkte dieser Unfall mit politischem Aufsehen einen merklichen Lohnanstieg der Pflegenden in der Klinik. Wir Pflegenden hatten schon lange kritisiert, dass der Lohn viel zu tief ist. Die Oberpflegenden wussten dies, ebenso die Direktion und der Professor. Manchmal braucht es zufällige Ereignisse, welche einen Stein ins Rollen bringen.

Wie konnten dann die von ihnen beschriebenen personellen Engpässe in der Klinik vor der merklichen Lohnerhöhung behoben werden?

Diesen Engpass behoben die Italiener, welche sich in grosser Anzahl in der Schweiz niederliessen. Für uns in der HPA war dies ein Glücksfall. Man schulte die Italiener als Hilfspfleger und stellte sie anschliessend an.

Die Schwarzenbach-Initiative mit der Bewegung "nationale Front" machte als Reaktion auf die "Italienschwemme" daraufhin Stimmung gegen die Einwanderer.

Auch bei meinen Arbeitskollegen, den Pflegenden, sah sich rund die Hälfte durch die "Tschingge" bedroht. Sie hatten Angst, dass plötzlich die Italiener das Sagen haben. Ich machte meinen Kollegen bei jeder Gelegenheit klar, was eine Zurückweisung der Italiener in

deren Heimat für uns im Betrieb für Konsequenzen hätte. In unserer Abteilung waren sechs Italiener. Ohne deren Hilfe wären wir nicht mehr zurechtgekommen.

Die Schwarzenbach-Initiative wurde zum grossen Glück sehr knapp abgelehnt. Meine Arbeitskollegen enthielten sich gemäss deren Aussagen der Stimme oder lehnten die Initiative ab. Meine eindringlichen und wiederholten Worte an sie waren nicht vergebens.

Was hielten Sie von den immigrierten Italienern?

Ich lernte diese sehr zu schätzen. Für die italienischen Familien in der Schweiz war die Situation schwierig. Die Eltern, also ursprünglich eingewanderte Italiener/innen, wollten in der Schweiz genügend Geld verdienen und anschliessend wieder nach Italien zurückkehren. Ihr Ziel war es, mit dem Ersparten ein eigenes Geschäft in der Heimat aufzubauen. Die Herausforderung waren ihre in der Schweiz geborenen und aufgewachsenen Kinder. Sie gingen hier zur Schule und hatten keine Beziehung zur Heimat ihrer Eltern. Deshalb schickten die Eltern ihre Kinder auch in italienssprachige Schulen und Institutionen, um einen emotionalen Bezug zu Italien zu gewährleisten.

Nichts desto trotz wollten die Kinder in den meisten Fällen nichts von einem Umzug nach Italien wissen. Sie hatten ihre Freunde in Münsingen, hier Wurzeln geschlagen. Die ursprünglichen italienischen Einwanderer wussten also, dass sie in der Schweiz "nur" geduldete Gastarbeiter waren. Sie wollten für ihre spätere Rückkehr mit den Kindern nach Italien möglichst gut vorgehen. Diese Bemühungen wurden von den Schweizern häufig falsch verstanden, sie würden sich nicht integrieren wollen und sonderten sich in eigenen Schulen ab. So entstanden unnötige Ressentiments gegenüber den Italienern.

Erlebten Sie brenzlige Situationen als Pfleger in der Klinik?

Als ich ausnahmsweise Nachtwache-Ablösung auf der geschlossenen Abteilung hatte, warnte mich Ernst Burri als Pfleger dieser Abteilung. Es sei in letzter Zeit "brenzlich" gewesen, ich solle mich auf etwas gefasst machen. Ein bereits lange Zeit in der Klinik stationierter Patient sagte zu meinem Kollegen Burri: Es ist ein UG (Untersuchungsgefangener) auf der Abteilung, welcher eine Pistole bei sich hat. Auf meine Bitte bot Ernst Burri noch zwei weitere Pfleger für den Dienst auf. Angeblich hatte der UG in seinem Bett die Pistole versteckt. Im Saal standen 24 Betten und für diesen Saal war ein Pfleger eingeteilt. Von den 24 Patienten waren im Schnitt etwa drei UG. Da glaubte ich ebenfalls, dass es eine "heisse" Nacht werden könnte. Herr Burri hatte mit den anderen zwei Pflegenden, welche mich zusätzlich unterstützten, folgendes abgemacht: Ernst Burri würde zum gefährlichen UG gehen und versuchen, die Pistole unter dem Kopfkissen hervorzuholen. Ganz sicher würde es zu einem Handgemenge kommen, wobei die anderen zwei zur Hilfe eilen müssten. So kam es dann auch zu einer Schlägerei. Zu dritt konnten wir ihn überwältigen. Im Nachhinein stellte sich die Pistole zum Glück als Attrappe heraus. Die Absicht des UG war es, mit der Pistolen-Attrappe den Ernst Burri als diensthabenden Pfleger zu bedrohen und die Schlüssel zur Flucht einzufordern.

Abschliessende Frage: Was erwies sich im Nachhinein bei dem Erlebten in der Berufswelt als besonders wertvoll?

Das meiste Wissen erwarb ich mir über die Meisterprüfung. Betriebs- und Personalführung habe ich in diesen Kursen gelernt. Das Gelernte konnte ich bei meinen beruflichen Tätigkeiten voll ausschöpfen. Als Abteilungspfleger wusste ich, wie die Leute zu führen sind.

Die Wertschätzung der geleisteten Arbeit der Untergebenen erachte ich als zentral. Der Umgang zwischen den Arbeitnehmenden muss gepflegt werden, damit die Zusammenarbeit funktioniert. Der Pflegende soll mit den Mitarbeitern gleich sorgsam umgehen wie mit seinen Patienten. Das musste ich einigen Pflegenden immer wieder einflößen.

Herzlichen Dank Herr Lehmann für das ausführliche und spannende Interview.

Interview: Linus Schärer, Juli 2019